Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 37 (1914)

Artikel: Von einigen früheren Rigibesteigungen
Autor: Escher, Conrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985738

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von einigen früheren Rigibesteigungen.

Von Dr. Conrad Escher.

In älterer Zeit war die Besteigung des Rigi und unsrer andern Berge nur wenig gebräuchlich, die Aussicht von denselben aber ebenso schön wie heute, ja die herrliche Gebirgswelt noch weniger verdorben und entstellt durch viele unschöne und der Gegend durchaus nicht angepaßte Bauten, um nicht zu reden von den sich oft breit machenden Reklametafeln. Aber das Interesse für unsere Gebirgswelt fehlte eben damals und der Sinn und die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur waren noch zu wenig entwickelt. Dazu schlechte Wege ohne Wegweiser und gerade beim Rigi keine Gelegenheit, auf dem Gipfel ein Unterkommen zu finden. Wer erhitzt oben angekommen war, mußte riskieren, sich zu erkälten oder er war genötigt, allzufrüh wieder hinunter zu steigen. Noch fataler war die Lage derer, die etwa oben auf der Höhe von einem Gewitter oder Sturm überrascht wurden.

Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts bestiegen eigentlich nur wenige Bewohner der Städte den Rigi, dagegen war er über Sommer von den Landleuten in großer Zahl bewohnt. Ein Dutzend Gemeinden, die um den Rigi herum gelegen sind, besaßen da oben ihre Alpen, auf welchen gegen 150 Sennhütten erbaut waren. 3000 oder noch mehr Kühe und eine entsprechende Zahl von Ziegen, Schafen und Schweinen wurden da gesömmert; denn der Rigi hat außerordentlich grasreiche Alpen, auf denen ein treffliches Futter gedeiht. Vor etwa hundert Jahren wurde der jährliche Gewinn, der dem Volk aus dem Betrieb der Sennhütten auf dem Rigi erwuchs, auf über 100,000 Gulden berechnet. Nehmen wir hinzu, was die Viehzucht der Gemeinden um den Rigi herum erträgt — diese ist

natürlich bedeutend und besitzt einen guten Ruf — und berücksichtigen wir ferner das Sinken des Geldwertes seit jener Zeit und den Umstand, daß gegenwärtig viele Produkte auf dem Rigi selbst sehr vorteilhaft abgesetzt werden können, so kommen wir für unsere Zeit auf eine weit höhere Summe. Dieses Beispiel allein zeigt uns schon die wichtige volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Berge. Sie liegt aber auch in einem andern Gebiet. Es ist dies der Besuch derselben durch die Fremden. Erst seit etwa hundert Jahren kam derselbe mehr und mehr auf, nachdem der bekannte Dr. Ebel durch seine Schriften und der Kartograph Heinrich Keller durch Schweizerkarten und Panoramen die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sie gelenkt hatten.

Im Verhältnis zu andern Ländern ist das unsrige ein armes; wir besitzen keine Kohlen oder andere Schätze, die der Erde abgewonnen werden können. Auch Naturprodukte für den Export sind bei uns kaum zu finden. Handel und Industrie aber leiden unter der Kleinheit des Staates und sind durch die Zollschranken benachteiligt. Dagegen treten bei uns die reizenden Täler und Seen, schneebedeckte Berge, liebliche Wälder, mit einem Wort die Schönheit der Natur als etwas Besonderes, als Eigenschaft, die unser Land vor andern auszeichnet, auf, und die darauf begründete sogenannte Fremdenindustrie vermag ein beträchtliches Aquivalent zu seiner kargen Produktion zu bilden. Freilich hängt der Verdienst, der durch die Fremden ins Land gebracht wird, von der Gunst der Witterung ab; denn es ist naturgemäß ein beträchtlicher Unterschied, ob eine große Zahl oder nur relativ wenig Fremde unser Land besuchen. Im ersten Fall können manche Produkte schneller und vorteilhafter abgesetzt werden, und das Volk findet leichter Verdienst als im zweiten. Unsere Handelsbilanz sieht dann auch weit besser aus, und das zeigt am deutlichsten, welch bedeutende Rolle die „Fremdenindustrie“ in der Schweiz spielt. Darum müssen wir auch tun, was wir können, um den Fremdenverkehr zu heben, gerade so

gut, wie der Staat andere Industrien und das Gewerbe fördern soll. Die Männer aber, die hiefür wirken und dabei solche Erfolge erzielen, wie Ebel und Keller mit Hinsicht auf den Rigi, machen sich um unser Land verdient.

Vor vielen Jahren äußerte der Verfasser einmal derartige Gedanken auf Rigi-Scheidegg gegenüber einer ihm fremden Dame. Sie entsetzte sich aber eher darüber und fand, die Naturschönheit unseres Landes sei etwas so Erhabenes und Ideales, daß solche mehr geschäftsmäßige und kaufmännisch nüchterne Betrachtungen und Spekulationen auf dieselbe nicht angebracht seien. Sie schien den Sprecher nicht zu verstehen, das volkswirtschaftliche Verständnis ging ihr eben ab. Wenn wir aber das Volkswohl im Auge haben, so ist es mit der Bewunderung der Naturschönheit durch den Einzelnen nicht getan, wir müssen auch fragen: was bietet sie dem Volke im ganzen? Ebel und Keller leisteten auch dem Einzelnen Dienste durch ihre Bücher, Karten und Panoramen, einen weit bedeutenderen aber der Gesamtheit des Volkes, indem sie den Zug der fremden Reisenden nach unsern Bergen lenkten und dadurch Erwerb und Verdienst unserer Volksgenossen erhöhten. Es ist darum hier gewiß am Platze, wenn wir den beiden trefflichen Männern, wie auch dem wackern Martin Bürgi von Arth, der das erste Kulmwirtshaus auf dem Rigi erbaute, einige Zeilen widmen.

Dr. Ebel, ein Norddeutscher, lebte in Zürich und zwar während vielen Jahren in der Familie Kaspar Escher-Goßweiler, den Großeltern des Verfassers dieses Artikels. Letzterer hörte deshalb viel von Ebel. Er war Arzt, beschäftigte sich aber oft mit Politik; längere Zeit hielt er sich auch in Paris auf, wo er die große Revolution sich entwickeln und kommen sah. Sein weitsichtiger Blick erkannte den drohenden Umschwung in der Schweiz, die ihm zum zweiten Vaterland geworden war; er machte ihre Politiker darauf aufmerksam, indem er ihnen riet, an Stelle der allzu aristokratischen Staatsform eine mehr

demokratische einzuführen. Leider blieben seine Ratschläge unbefolgt. — In Zürich gehörte Ebel zu den geachtetsten Männern, und er wurde sowohl mit dem stadtzürcherischen wie auch mit dem helvetischen Bürgerrecht beschenkt. Seiner Feder entstammen mehrere sehr beachtete Schriften über unser Land, so die „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz" (1798) und eine „Anleitung, auf die nützlichste und gemütvollste Art, die Schweiz zu bereisen", eine Schrift, die starke Verbreitung fand. Auch ein geognostisches Werk schrieb er. Ebel starb 1830.

Heinrich Keller, der sogenannte „Panorama-Keller", entstammte einem der ältesten stadtzürcherischen Geschlechter. Er war ein interessanter, durchaus ehrenwerter Mann. Unermüdlich machte er durch seine Panoramen und Landkarten auf die Naturschönheiten des Schweizerlandes aufmerksam; ein ganz besonderes Verdienst hat er in der Zugänglichmachung des Rigi. Seine Bestrebungen führten ihn mit Dr. Ebel zusammen, und gewiß hat er als gründlicher Kenner der Gegend den schriftstellerischen Arbeiten des letzteren nicht wenig Vorschub geleistet. Seine Bekanntschaft mit Dr. Ebel zeitigte wiederum angenehme Beziehungen Kellers zu der Familie des Verfassers dieses Artikels, und es hat der letztere in der „Zürcher Wochenchronik" von 1904, Heft 52 und 53, einen Aufsatz über Keller veröffentlicht, der auch in der Publikation „Aus Zürichs Vergangenheit" aufgenommen ist [1]).

Keller bestieg den Rigi zum erstenmal im Jahre 1804, nachher noch 31 Male. Im Jahre 1814 zeichnete er dort längere Zeit. Er war an der Bearbeitung einer späteren Auflage seines Rigipanoramas. Er hatte sich für dieses Mal ein Soldatenzelt aus dem Zeughaus verschafft, das aber, oben kaum aufgestellt, vom Sturme fortgetragen wurde. Am andern Tage mußte er dasselbe dem Finder gewissermaßen wieder abkaufen. Der Senn auf dem Staffel traute ihm nicht; denn Keller sah sehr

---

[1]) „Aus Zürichs Vergangenheit" II. Verlag Art. Institut Orell Füßli.

unscheinbar aus, war auch körperlich nicht ganz wohlgestaltet und hatte einen elenden, hinkenden Gang. Gründe genug, ihm den Aufenthalt in der Hütte zu verwehren! Da mußte er denn jeden Abend während mehr als einer Woche ins Klösterli hinuntersteigen, was für das mühsame Gangwerk des Künstlers keine Kleinigkeit war. An schönen Tagen blieb er solange als möglich auf dem Kulm. Einmal zeichnete er vierzehn Stunden lang nacheinander. Es ist erstaunlich, wie Keller in seinem ganzen Leben durch Energie und ausdauerndsten Fleiß zu ersetzen wußte, was ihm durch seinen schwächlichen Körper abging.

Die Beschreibung einer früheren Rigibesteigung als diejenige Kellers besitzen wir aus dem Jahre 1742 von Johann G. Sulzer[1]), einem großen Gelehrten, der von Winterthur stammte und eine Zeit lang unter Friedrich dem Großen in Berlin lehrte. Sulzer stieg über das „Dächli" nach dem „Klösterli" und dann über Kaltbad und Staffel nach dem Kulm hinauf, nachher abwärts nach Küsnacht. Als Naturforscher machte er viele interessante Beobachtungen, die er in seiner Schrift mitteilt. Doch dürften seine Auffassung und Erklärung der Erscheinungen heute nicht mehr allseitig zutreffend und genügend sein. Der Bewegung der Nebelwolken, die ihm lange die herrliche Aussicht verdeckten, schenkte er großes Interesse. Schließlich wurde er für sein Beobachten durch einen freien Ausblick auf die Pracht der Natur belohnt.

Im Jahre 1781 bestieg Leonhard Meister, ein Zürcher Gelehrter, den Rigi von Arth aus und machte einige interessante Bemerkungen über das, was er dabei wahrgenommen. Er schreibt in der bezüglichen Abhandlung[2]) unter anderem:

„Ungefehr den dritten Teil von der Gebirgshöhe hatt' ich erstiegen, als ich zu einer Hütte kam; 's war nirgends kein

---

[1]) Johann G. Sulzers „Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten, welche er in einer anno 1742 gemachten Bergreise durch einige Örter beobachtet hat". Zürich 1747.

[2]) „Fliegende Blätter historischen und politischen Inhalts" 1783.

Schimmer der Lampe, Türe und Fensterladen verriegelt, weitumher nächtliches Schweigen wie am Thron der Verwesung. Ich pochte; nach kleiner Weile kam mir der Wirt entgegen und führte mich freundlich ins Zimmer. Er und sein Weib bewirteten mich und meinen Begleiter wie Philemon und Baucis die Götter. Freilich, besser spielten sie ihre Rolle, als wir die Rolle der letztern."

Ohne Zweifel war diese Herberge das „Gasthaus zum Dächli". Vom Staffel aus schaute Meister am Morgen noch einmal dankbar auf dasselbe herab. Da mag es ihm dann klar geworden sein, daß er den Dächliwirt nicht wie Jupiter den Philemon behandelt habe; denn aus des letztern Hütte war am andern Morgen ein Tempel geworden, während diejenigen der andern Dorfbewohner, die sich geweigert hatten, den Göttern Quartier zu geben, eine Überschwemmung hinweggespült hatte.

Im August 1796 bestieg J. G. Heinzmann den Rigi [1]). Er konnte die Aussicht jedoch nur teilweise genießen und blieb eine Stunde auf dem Kulm. Sein Urteil war nicht gerade lobend, weil eben das ungünstige Wetter ihm den Lohn für das mühsame Bergsteigen versagt hatte; die Schilderung der Unannehmlichkeiten einer Bergtour ist denn auch in seinem Berichte vorherrschend. Er sagt zwar, kein Berg lohne so sehr der Mühe wie der Rigi, aber: „bei aller Schönheit lasse man die Warnung doch nicht unbemerkt: der Rigi preßt beim Steigen Schweißbäche, ja selbst Blut aus. Rauhe Lüfte wehen zwischen durch bei der größten Hitze und können gefährliche Krankheiten zuziehen. Beim Herabsteigen muß man oft Sprünge machen, die nicht jedem wohl bekommen."

Diese Klagen vergegenwärtigen uns, wieviel größere Wichtigkeit man damals den Strapazen einer Bergtour beimaß als heutzutage, wo man solche als naturgemäß hinnimmt.

---

[1]) „Kleine Schweizerreise im August 1796." Von J. G. Heinzmann. Basel 1797.

Weit interessanter beschreibt die geistreiche und berühmte Dänin Friederike Brun, geb. Münter, ihren Aufenthalt auf dem Rigi [1]). Dr. Ebel schreibt, daß diese „edle und geliebte Dichterin" die erste gewesen sei, die mit ihren Kindern einen Aufenthalt auf dem Rigi gemacht habe, und zwar während neun Tagen im September 1795. Sie war auch bekannt mit dem Ratsherrn und Obmann Füßli (sie schreibt „Fyßli"), der bei der Füßlischen Verlagsbuchhandlung, wo einige ihrer Schriften erschienen, beteiligt war. Dankbar anerkennt sie die ritterliche Fürsorge Füßlis, der in Arth für sie Quartier und Führer bestellt hatte. Am meisten scheint sie das für sie bereit gehaltene Saumtier erfreut zu haben. „Dieses sollte," schreibt sie, „das Kunstwerk vollenden, mich den Rigiberg an einer seiner schroffsten Seiten hinanzutragen über Wege, die nur Alpenvieh erklimmt; und zwar machte es diesen Pfad zum erstenmal!"

Trotz ihrer etwas angegriffenen Gesundheit lebte die Schriftstellerin recht glücklich im Gasthaus „zum weißen Roß" im Klösterli. Sie wurde von den braven Wirtsleuten „Schrieber" aufs beste gehalten und war ihrerseits für diese ganz eingenommen. Sie wußte sich trotz ihrer hohen Bildung ganz gut „mit den gewöhnlichen Bauern gemein zu machen". Für die einfachen Leute da droben, war es auch etwas ganz Neues, daß eine Frau auf ihrem Pferd mutig an den Hängen des Rigi ihre Spazierritte machte.

Die Art, wie sich die Dichterin über den kindlichen, naiven Glauben der Landleute an die Wundertätigkeit ihrer Himmelskönigin vernehmen läßt, ist sehr anziehend und spricht für das feine Gefühl, das sie für das Verstehen anderer besitzt.

„Die armen Leute," so berichtet sie in ihrem Buch über den Rigi, „werden von den Kapuzinern des Hospitiums in Un-

---

[1]) „Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz." Kopenhagen 1800. Abschnitt VI: Der Rigiberg.

wissenheit erhalten und mit Aberglauben angefüllt, welches bei diesen an Leib und Seele gesunden Menschen um so sonderbarer kontrastiert, da sie über alle übrigen Sachen mit Vernunft reden. Das gute Mütterchen, die Wirtin, beschenkte uns alle mit Porträts der hier angebeteten Madonna, „unsere liebe Frau zum Schnee" genannt, weil wirklich dieses hohe Tempelchen acht bis neun Monate hindurch im Schnee liegt. Auch hatte sie ein ganzes Warenlager von Fabrikaten von Einsiedeln, Agnus dei, Rosenkränzen usw. Nebenher halten die Kapuziner hier eine Winkelbude, aus der sie eine ganze Lade voll feil bot. Es waren wächserne Ohren, Nasen, Hände, Beine, Arme und Kinder, alles en miniature. Man bringt, je nachdem man an einem Teil leidet, dies saubere Abbild der Himmelskönigin dar, wahrscheinlich zur Erinnerung, weil der Patienten oft viele sind. Die Heilung folgt unfehlbar. Sie wollte mich durchaus bereden, ein Ohr für die Taubheit darzubringen, insbesondere da nun bald der Geburtstag der Himmelskönigin und große Wallfahrt sei, an welchem Tag sie besondere Gnaden verleihe. Ich sagte der guten Alten: mein Hauptschmerz sei in der Seite unter den Herzrippen und es sei kein solch Stück da. „„Kapuziner machen Ihnen gleich ein Rippenstückli,"" erwiderte sie, „„'s ist bald fertig; tut gut, tut gut!"" Ich hatte alle Mühe, ihren gutherzigen Eifer aufzuhalten."

Es fiel denn auch der Abschied von „Maria zum Schnee" der Dichterin recht schwer. „Ich kann den Rigiberg nicht verlassen," schreibt sie in ihrem Tagebuch, „ohne der Familie des Joh. Anton Schrieber, Gastwirts zum ‚Weißen Roß‚ auf dem Rigi, das dankbare Zeugnis eines gerührten Herzens zu geben. Ihr Wohlwollen, ihre tätige Freundschaft für mich waren rein und ihrer stillen, edlen Seelen würdig."

Eine weitere bemerkenswerte Rigibesteigung, über welche eine Aufzeichnung vorliegt, ist diejenige von Wilhelmine von C., einer Norddeutschen, die zwar nur bis ins Klösterli gelangte, aber in einem Brief an ihre Mutter ihre Eindrücke

Pantli del. **Rigi-Klösterli.** Rueff sc.

beschreibt, die sie beim Bergsturz von Goldau am 2. September 1806 erhielt. Der Brief ist gut geschrieben und von einem Freunde der Verfasserin als durchaus wahrheitsgetreu herausgegeben. Die Reisegesellschaft der Wilhelmine von C. besuchte am 30. August das Tal von Arth-Goldau und machte sogar einen Besuch auf der Insel Schwanau. Man ist entzückt von der Schönheit der Gegend. Das freundliche Tal mit seinen vielen Häusern und Hütten, der liebliche Lowerzersee mit seiner alten Burg auf dem Inselchen, wo Kultur und Wildnis gemischt waren, und darüber das Hackengebirge mit dem an seinen ungeheuren Abhang sich schmiegenden Schwyz gewährte einen Anblick, den das an solchen Zauber noch wenig gewohnte Auge der Fremden nur mit Mühe zu ertragen vermochte.

„Wird diese schöne Welt auch einmal untergehen?“ sprach bei einer Rast neben der Kirche von Lowerz eine Dame der Reisegesellschaft in der Fülle ihrer Empfindung zu ihrem Bruder Usendohm. „Werden hier auch einmal nur Trümmer ein Geschlecht bedecken, das dann nicht mehr sein wird?“ Der Befragte verneinte dies, gab aber doch zu, daß in der Natur große Umgestaltungen vor sich gehen können, indem er fortfuhr: „Mögen auch nach dem Kreislaufe von Jahrtausenden die Farben nicht mehr die nämlichen sein, mögen infolge künftiger Katastrophen der Natur und Revolutionen der Erde die Gegenstände anders geordnet werden, so muß und wird dennoch unsern Enkeln die Stimme der Allmacht in immer neuen Weltkombinationen wieder ans Herz sprechen. Laß immerhin die Berge in ihren Grundvesten wanken oder versinken, Flüsse ihren Lauf ändern, Täler sich in Seen verwandeln und neue Berge aus den Fluten steigen — darum zertrümmert die Schöpfung nicht, und die sichtbare Kraftäußerung der Allmacht bleibt ewig, wie die allmächtige Urkraft.“

---

[1]) „Reise nach Goldau, Lowerz und auf den Rigi“ Zürich 1806.

Wie merkwürdig, daß diese Reisenden sich mit Möglichkeiten beschäftigten, die wenige Tage später zur Tatsache wurden!

Wilhelmine von C. beschreibt dann die Angst und Unruhe, die sie und ihre Begleiter, die inzwischen nach dem Klösterli gelangt waren, nach dem donnerähnlichen Getöse, das gegen Abend jenes Unglückstages die Luft erfüllte, gepackt hatte. Selbst von den ansässigen Bergleuten wußte das Geräusch niemand zu deuten, und man erging sich in bangen Mutmaßungen. Leider waren sie nur zu sehr begründet, wie den angstvoll Harrenden ein Augenzeuge endlich berichten konnte. Nach dessen Mitteilungen war „abends fünf Uhr unter einem noch nie gehörten Donnern und Krachen und einer schwarzen, hoch in die Lüfte empor wirbelden Dampf- und Staubwolke die oberste Höhe des Roßbergs, Spitzibueb genannt, jählings zusammengestürzt. Tod und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Herden, Bäume und alles, was lebte und nicht lebte, in der Verwirrung eines Weltendes mit sich fortwälzend, hatte die losgerissene Masse von Felsenschichten, Erde und Wäldern sich mit der Schnelligkeit eines wütenden Waldstroms in zwei Armen in das Tal hinabgeworfen und, auf zwei Seiten hervorbrechend, die Dörfer Goldau, Busingen, die Höfe von Hueloch und Röthen, nebst dem größten Teile von Lowerz in grauenvollen Schutt und ihre Einwohner bis auf wenige in gemeinschaftlicher Todesnacht begraben."

Die Schreiberin schildert dann weiter den schrecklichen Zustand des verschütteten Tales. Ohne Zweifel haben diejenigen Touristen, welche zur Zeit des Bergsturzes das liebliche Goldauertal passiert und es nachher verwüstet gesehen haben, die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke erhalten, die je auf einer Rigireise sich geltend machten. Und doch trifft des vorerwähnten Usendohms Ansicht zu: die Schöpfung ward nicht zertrümmert, und uns ist es vergönnt, das gleiche Tal wieder aufblühen zu sehen und seine Bewohner hauen aus den einst Verderben bringenden Blöcken Bausteine zu ihren Häusern!

Eine weitere Rigireise, die auch erwähnt zu werden verdient, obschon sie nicht wirklich gemacht wurde, ist die von Martin Usteri in den „Neujahrsblättern der allgemeinen Musikgesellschaft“ [1]) dargestellte. Diese Reise besteht nur in der Phantasie. Usteri, ein genauer Kenner des Landes und des geschilderten Berges, machte in anziehender Weise die Leser des Neujahrsblattes mit Land und Leuten im Schweizerland bekannt, und dem Rigi, dessen Besuch gerade damals in Aufnahme kam, wurde auf dieser Reise eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Den Blättern sind hübsche Abbildungen von guten Zürcher Künstlern beigegeben, z.B. eine Partie des Dorfes Goldau vor dem Bergsturz, das Klösterli „Maria zum Schnee“ und das Innere einer Sennhütte. Die Musikgesellschaft ließ es natürlich auch nicht an Musik fehlen, und Usteri flicht von seinen Gedichten ein, die er von den Reisenden oder den ihnen begegnenden Personen singen läßt.

Die Gesellschaft stieg zunächst nach dem Klösterli hinauf, das sie am späten Abend bei einem beginnenden Gewitter erreichte. Bei der Tafel belustigte sie ein Kurgast, der als Sänger und Jodler die Vorzüge des Berglebens rühmte. Er zog ein ledernes Käppchen aus der Tasche, setzte es auf sein Haupt, und nachdem er ein paar Mal den textlosen Kuhreihen hervorgegurgelt hatte, sang er, von angemessenem Gebärdenspiel begleitet, ein Lied, von dem einige Strophen hier folgen mögen:

Juhe! da obe,
By mine Lobe,
Da isch mer wohl!
Am Erdegräbel
Chläbt no de Näbel —
Da Sunnestrahl,

Und Rang und Titel
Macht, wie de Chittel
Kei Sorg und Qual
Nei! Froh und simpel!
De weltli Grümpel
Blibt alls im Thal!

Keis Nasedreye,
Keis Chindlischreye,

---

[1]) „Die Schweizerreise“. Neujahrsstücke der allgemeinen Musikgesellschaft in Zürich 1813—22, speziell 1815—17.

Kei bösi Frau,
Keis Fäge, Wösche,
Keis Dalme, keis Drösche
Vu leerem Strau.

Am folgenden Tag wurde das Kirchlein besucht und die Votivtafeln, die an den Wänden desselben und in seiner Vorhalle aufgehängt waren, mit Aufmerksamkeit betrachtet. Das Hospitium, die Wohnung dreier Kapuziner aus dem Kloster zu Arth, die hier den Gottesdienst besorgten, wurde sodann in Augenschein genommen. Der freundliche Pater Amandus, dem sein weißes Haupt- und Barthaar ein ehrwürdiges Aussehen verliehen, empfing sie höflich und machte ihnen nun mancherlei Mitteilungen über die Lebensart der Kapuziner und die Entstehung des Hospitiums. Hienach ließ schon im Jahre 1689 ein angesehener Bürger von Arth, Kirchenvogt Sebastian Zay, nachdem er vorher die Sennen um ihre Meinung gefragt, an dieser Stelle „im Sand" genannt, ein Kirchlein und daneben eine kleine Wohnung für die Kapuziner erbauen. Der Ruf des Kirchleins und der hier bewirkten Wunder sei nach der Weihung der Kapelle durch den päpstlichen Nuntius im Lande gestiegen, so daß sich die Zahl der Pilger bedeutend vermehrte. Infolgedessen sei im Jahre 1716 ein zur Notwendigkeit gewordener zweiter Bau zustande gekommen, für den der fromme Landammann Schorno von Schwyz eingestanden und ihn namentlich mit Hilfe seines Bruders, des Kapuziners Paulus, trotz vieler Schwierigkeiten ausgeführt habe. „Maria zum Schnee", so vernahm man nun aus dem Munde des Pater Amandus, werden Kirche und Hospitium nicht etwa darum genannt, weil der Ort während eines großen Teils des Jahres mit Schnee bedeckt sei, sondern der Name sei nachgebildet der ähnlichen Bezeichnung der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom. Nach einer Legende aus dem 4. Jahrhundert erschien die heilige Jungfrau in der Nacht dem frommen Patrizier Johannes zu Rom und dem Papst Liberius und befahl ihnen, eine Kirche

zu erbauen, da wo sie am folgenden Morgen frischen Schnee finden würden, und zwar sollte die Kirche gerade so groß werden wie die Ausdehnung des Stückes Land, auf dem der Schnee fallen werde, andeute. Am Morgen fanden sie den Schnee auf dem esquilinischen Hügel, und dorthin wurde denn auch die Kirche Santa Maria Maggiore gebaut, die ihrer Entstehung gemäß auch Santa Maria zum Schnee (S. M. in neve) heißt.

Die Reisegesellschaft erstieg dann die Höhe der First und wanderte frohen Mutes nach dem Kaltenbade hinunter. Durch den engen Felspaß kamen sie zur St. Michaelskapelle am „Schwesternborn", deren rotes Türmchen über die Felsen hinausragte. Eine in der Kapelle angebrachte Tafel berichtete von drei schönen jungen Schwestern, die in dieser Klause ihr frommes Leben zubrachten und sich durch die Abgeschlossenheit derselben den Nachstellungen tyrannischer Vögte entziehen konnten. Die Kapelle zeigte sich unsern Reisenden in der Tat in dem sehr engen Passe, von grünbewachsenen Nagelfluhwänden umschlossen. Neben der Kapelle rieselte eine Quelle hervor, in Anknüpfung an die Sage „Schwesternborn" genannt. Ihr Wasser wurde in ein außerhalb des Felskranzes liegendes Badhäuschen geleitet. Hier wurde meist kalt gebadet, indem man sich in den Kleidern ins Wasser legte und hernach mit denselben an der Sonne trocknen ließ. Dies wurde als Heilungsprozedur gegen Gliederschmerzen, Kolik und Wechselfieber angesehen! Eine Menge Votivtafeln erzählten übrigens auch von den Wundern, die die Reliquien der drei Schwestern bewirkt haben sollen. So ward der „Schwesternborn" ein viel besuchter Platz, umsomehr, als ein in der Nähe stehendes Wirtshaus für die Bedürfnisse des Körpers sorgte und gar noch, wie die muntere Reisegesellschaft erfuhr, die jährliche Sennenkirchmesse dort abgehalten wurde.

Hierauf erfolgte die Besteigung des Kulm, wo sich die Gesellschaft einiger genußreicher Stunden erfreute. Usteri versteht es, den Gefühlen und Eindrücken, die sich hier der Beschauer

bemächtigten, warmen Ausdruck zu verleihen. Am Abend finden wir die Gesellschaft wieder im Klösterli, wo sie abermals ihr Nachtquartier nimmt. Beim Nachtessen wurde den Zürchern ein besonderer Genuß bereitet, indem man ihnen einige der Hauptgerichte aus der Sennte auftischte. Auf einmal setzten die Aufwärter drei gewaltige Schüsseln auf die Tafeln, in denen die Nidelschnitten, das Fusterli und die Stunkenwerne dampften, das beste, was die Küche der Sennen zu spenden vermag.

Das Fusterli ist eine Milchspeise aus fettestem Rahm und sehr zartem Zieger, bei der Stunkenwerne aber ist dem Rahm Mehl beigemischt.

Als man sich an den fetten Speisen satt gegessen, wurde der Senne, der dieselben geliefert hatte, aufgefordert, das Mahl mit einem Berglied zu beschließen. Willig entsprach er diesem Verlangen, lud die Gesellschaft ein, die letzte Abteilung seiner Strophen jedesmal im Chor zu wiederholen. Er trug dann einen Reigen vor, von dem hier auch wieder einige Proben folgen mögen:

Uf Bergen, uf Bergen,
Da isch's eim so wohl!
's tönt dobe so liebli
Und dunne so hohl!
Drum keine, drum keini,
Im Tal unne bleib',
De Berg ist de Dokter
Für Seel und für Leib
Chor: Drum keine, drum keini
Im Thal unne bleib, usw.

Witt lache, witt briegge,
Lug aben ins Thal,
Und gschau da das Treibe,
Das Nöthe, die Qual —
Wie's judet, wie's geüdet,
Wie's plaget, wie's herzt:
Wie's vornen ei'm höblet
Und hinnen ein schwärzt,
Chor: Drum keine, drum keini
usw.

Am Morgen wurde wieder nach dem Staffel abmarschiert, wo dann noch ein besonderer Genuß bevorstand. Aus der Staffelhütte stieg ein Rauch auf und zeigte der Gesellschaft an, daß der Senne eben mit seiner Käsefabrikation beschäftigt sei. Es wurde beschlossen, einzutreten und sich dieselbe erklären zu lassen. Dies tat dann auch der Senn, der junge Domini, recht bereitwillig und so anschaulich, daß die Mädchen der Gesellschaft

fast glaubten, nun selbst imstande zu sein, Käse zu bereiten. Nachher wurde auf oft steilem, steinigen Pfad gegen Küsnacht hinunter gepilgert, und da begegnete ihnen dann bald ein artiger Hirtenknabe, der seine kleine Ziegenherde gegen die Höhen hinauftrieb. Schüchtern blieben diese muntern Tierchen stehen, als sie die zahlreichen ungewohnten Gestalten erblickten, und zerstreuten sich dann an den Halden des Berges. Schnell aber sammelten sie sich wieder auf den Ruf des Knaben und drängten sich hinter ihm zu einem Klumpen zusammen. Nur die Lieblingsziege stellte sich keck an seine Seite, seines Schutzes gewiß oder wohl selbst ihn zu schützen gesinnt.

Und nun zeichnet uns Usteri in seiner gemütvollen Weise ein liebliches Bild, das uns ein rührend schönes Einverständnis zwischen Hirtenknaben und Geißen vor Augen führt. Wir lesen:

„Die Kinder begannen nun ein freundliches Gespräch, das die Lebensweise des jungen Hirten und die seiner Ziegen betraf. Zutraulich gab er ihnen auf alles befriedigende Antwort und belustigte sie besonders durch das Hersagen der Namen seiner Tiere, die meistens von ihrer Farbe oder Zeichnung, oft auch von ihrer Art oder Unart hergenommen waren. Dann erzählte er ihnen manches von der Anhänglichkeit derselben, und als er bemerkte, daß eines das andere ungläubig anblicke, setzte er sich auf einen Stein, legte sein Köpfchen in die Hand und rief mit klagendem Ton seinem Russeli, wie er seinen Liebling nannte; sogleich drängte sich dieses an ihn und schien mit mitleidigen Blicken zu forschen, was ihm wohl fehle: aber auch die übrigen Ziegen hatten diese Töne näher gelockt, und interessant war es, den Kampf von Liebe und Furcht in allen ihren Bewegungen zu beobachten: aber als nun der Knabe sein Spiel weiter trieb und sich wimmernd auf die Erde legte, da siegte die Liebe, und in dichten Haufen drängten sich alle um ihren Hirten herum; Russeli erhob ein trauriges Gemäcker."

In den Jahren 1814 und ff. ging der Bau des ersten Kulmwirtshauses vor sich. Joseph Marti Bürgi hatte

in seinen jungen Jahren in Arth das Schneiderhandwerk betrieben, dann aber auf der „Krone“ zu „Maria zum Schnee“ namentlich die Pilger beherbergt und bewirtet. Sein Gasthaus war das kleinste und unscheinbarste des Ortes, doch die Pilger guter Speisen und Getränke sicher und Bürgis einfaches, schlichtes Wesen, sein ehrlicher, offener Charakter erwarben ihm spielend die Zuneigung seiner Gäste. Prunk und äußerer Schein waren ihm verhaßt, und selbst dann, als seine Lage eine bessere geworden, konnte ihn nichts bewegen, von seinen alten schlichten Gewohnheiten abzugehen. Wenn Gäste ankamen, ging er selbst ihnen entgegen in seinen kurzen Hosen, blauen Strümpfen und mit der Zipfelkappe in der Hand, und in gleicher Weise begleitete er sie beim Fortgehen ein Stück weit. So schrieb später der Enkel des Kulmwirts, Herr C. Bürgi-Ammann auf Schloß Wolfsberg.

Dieser Marti Bürgi machte sich nun daran, auf dem Kulm ein kleines Gasthäuschen zu erbauen; aber bald kamen seine Vorbereitungen ins Stocken, denn es fehlte am nervus rerum, dem Gelde. Er sann und sann, wie er diese Schwierigkeiten überwinden könne und beschloß zuletzt, sich einem Manne anzuvertrauen, den er schon oft in seiner „Krone“ beherbergt, und der ihm stets mit Freundlichkeit und Wohlwollen begegnet war. Es ist hier zu bemerken, daß im Klösterli bereits vier, ja bald fünf Wirtshäuser standen. Auf dem Platz der Kapelle befand sich die sehr große „Sonne“, im Jahre 1812 erbaut. Eine Terrasse höher das ältere „Rößli“ und zu oberst der „Ochsen“. Zu allerunterst dagegen stand die „Krone“.

Der Vertraute des Kronenwirtes war Heinrich Keller. Da kam er an den rechten Mann, der ihm seine Hülfe in vollstem Maße zusagte. Es fehlte diesem nicht an lebhaftem Interesse für die Sache, und dann war der Panoramazeichner der Mann, der auch in schwieriger Lage den Mut nicht gleich verlor und an Auskunftsmitteln nie verlegen war, aber auch das gegebene Wort unter allen Umständen hielt.

Keller schritt sofort ans Werk. Der erste, der sich für das Unternehmen gewinnen ließ, war Dr. Ebel, der trotz seines Alters noch immer einen regen Sinn für das wahrhaft Gute und Schöne besaß. Ihm folgten nachher Konrad Escher, Präsident der Linthkorrektionsbehörde (Linthescher), Kaspar Escher zum Felsenhof (Begründer der Neumühle) und der sogenannte „Weltumsegler" Hofrat Horner, alles Männer, die zu den angesehensten in Zürich gehörten. Sie bildeten ein „Komitee zur Förderung des Baues eines Wirtshauses auf dem Rigi-Kulm". Ebel widmete der Sache namentlich sein schriftstellerisches Talent, und Keller war die handelnde Person, der Anschicksmann. Im Juni 1815 erfolgte eine von den erwähnten fünf Herren unterzeichnete Einladung zu Beiträgen für den geplanten Zweck, die dank ihrem schlichten und wohlbegründeten Inhalte guten Erfolg hatte. Es gingen 971 alte Schweizer Franken (1 alter Schweizer Franken = 1½ Franken heutigen Geldes) ein. Bürgi nahm nun sein Werk wieder auf und wählte den Bauplatz sechzig Schritte unterhalb des Kulm auf der Südseite des Berges, an einer Stelle, die gegen die herrschenden Westwinde trefflich geschützt, im Winter nur mit wenig Schnee bedeckt war, und wo sich zudem mehrere Quellen befanden. Bürgis Kasse geriet aber noch einmal aufs Trockene, bevor die Fenster, Türen, Tische, Stühle und Betten angeschafft waren, so daß das Komitee unterm 2. Januar 1816 ein zweites Zirkular erlassen mußte. Wir lesen in demselben: „Das Gebäude stände also wirklich da, aber die Kasse der gesammelten Beiträge ist erschöpft." Auch diesmal wieder ein erfreulicher Erfolg! Am 6. August konnten Keller, der Wirt und drei Arbeiter als die ersten „Übernächtler" im neuen Hause logieren. Eine Woche später, am 14. August 1816, lag dann auch ein Fremdenbuch auf, in welches sich die Engländer W. Haggit, Sir Henry Lambert und Colonel Lambert, sowie Herr und Frau Stocker von Zürich nebst Madame Rahn eingetragen finden. Unterm 22. August aber schrieben sich ein der bekannte Verleger Sauer-

länder von Aarau mit Dr. Feer, Regierungsrat Zürrer und M. Dolder mit Gattin. Die Unternehmung war damit, wie man etwa sagt, „über den Bach"; doch fehlte noch manches im Innern, wie namentlich die kostspieligen meteorologischen Instrumente, mit Ausnahme eines Luftthermometers, den der Zürcher Mechanikus Oeri geschenkt hatte. Das Komitee mußte daher noch einmal den Bettelsack umhängen, tat dies aber in der Weise, daß ein Aufruf im Kulmbuch eingetragen und dem Kulmwirt eine verschlossene Büchse gegeben wurde, welche er jedem, der einen Beitrag hineinlegen wollte, darzureichen beauftragt war. So ging, wenn auch langsam, wieder etwas an Barschaft ein. Ein Blitzableiter, der 125 Schweizer Franken kostete, konnte erst im Jahr 1819 angeschafft werden, und doch war er gewiß notwendig für ein Haus, das den heftigen Gewittern so stark ausgesetzt war. Im ganzen waren jetzt 3148 alte Franken zusammengekommen, wovon Bürgi und nachher seine Erben — er selbst starb im Jahre 1833 — die Summe von 842 Franken verzinsen und zurückvergüten mußten. Die Aufsicht über dieses Verhältnis hatte man später der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich übertragen, welche auch die im Komitee entstehenden Lücken zu ergänzen hatte.

Der Besuch des Kulms steigerte sich fortwährend, wie folgende Zahlen zeigen:

1816:	294	im Fremdenbuch eingeschriebene Personen
1817:	664	„ „ „ „
1818:	835	„ „ „ „
1819:	1036	„ „ „ „
total der 4 Jahre:	2829	„ „ „ „

darunter 1241 Schweizer. Für 1820 finden sich 1054, 1826: 1422 und 1827: 1489 Einschreibungen vor. Es versteht sich, daß außer den eingeschriebenen noch viele andere den Kulm bestiegen, doch kennt man ihre Zahl nicht. Trotz mancherlei Schwierigkeiten kam Bürgi immer mehr vorwärts. Ende der zwanziger Jahre ward das Haus bedeutend vergrößert und

konnte nun 25 Personen bequem beherbergen, während der allererste, 40 Fuß lange und 30 Fuß tiefe Bau nur 14 ganz enge Schlafkammern mit allerdings 26 Betten enthalten hatte.

Während dem Leser anfänglich vielleicht auffiel, daß das „Zürcher Taschenbuch" einen Aufsatz über den Rigi bringe, da sich dasselbe doch zur Aufgabe setzte, mehr eigentlich zürcherische Gegenstände zu behandeln, so wird wohl jetzt dieses Vorgehen als gerechtfertigt erscheinen. Die wichtige Unternehmung des Baues ging doch in gewissem Sinne von Zürich aus; allerdings war ja der von großem Unternehmungsgeist beseelte Marti Bürgi ein Arther, aber ohne die von Zürich aus organisierte Hilfe würde er sein Ziel nicht erreicht haben. Dies verdankte er nur dem rührigen Zürcher Komitee mit dem unermüdlich tätigen Heinrich Keller. Aber auch sonst steht der Rigi unserer Stadt Zürich in mancher Beziehung sehr nahe, fast näher als man bei der nicht geringen räumlichen Entfernung erwarten würde. Zu jeder Zeit lieferte sie zu den Rigibesuchern ein starkes Kontingent, und bei der jetzigen großen Zahl ihrer Bewohner ist dies ein ganz besonders beträchtliches; es sind darum auch die Verkehrsverbindungen sehr günstige. Mit Leichtigkeit kann der Berg von Zürich aus besucht werden, ja zu Zeiten ist es so eingerichtet, daß wer in früher Nachmittagsstunde Zürich verläßt, den Abend auf dem Rigi zubringen, sogar den Sonnenuntergang genießen und sich um Mitternacht oder bald nachher in unserer Stadt schlafen legen kann.

Es folgen nun einige Mitteilungen aus der Vormannschen Schrift[1]) über die Fremdenbücher. Übrigens ist nicht alles, was wir in den erwähnten Fremdenbüchern finden, lobenswert, und manches verdient nicht, daß es weiteren Kreisen bekannt gegeben werde. Zwar finden wir edle Gefühle in recht geistreicher Weise ausgedrückt und Humor und Witz, mit dem viele

---

[1]) W. H. Vormann: „Aus den Fremdenbüchern von Rigi-Kulm" Bern, bei F. Haller, 1883.

Einzeichner begabt waren, kommen zu angenehmer Geltung. Aber daneben begegenen wir auch blödem, fadem Geschwätz und zynischer Auffassung, die sogar zu unanständigen Bemerkungen führte. Leider glaubte dann noch mancher, die Produkte einer derartigen Geistesverfassung nachahmen zu müssen! Es ist um so anerkennenswerter, daß Vormann für seine Schrift eine recht gute Auslese der Sentenzen und Gedichte vorgenommen hat.

Unter dem 14. August 1816 schreibt Keller folgende Zeilen in das Fremdenbuch: „Heinrich Keller von Zürich hielt sich vom 29. Juli bis 18. August hier auf und hatte die mannigfaltigsten und interessantesten Beleuchtungen und herrliche Lichteffekte auf einzelne Teile dieser außerordentlichen Weitumsicht, deren Genuß nun durch die Gelegenheit, sich hier aufhalten zu können und durch den freundlichen, braven und billigen Wirt Marti Bürgi sehr erleichtert und angenehm gemacht wird."

Unterm 10. Oktober gleichen Jahres findet sich eine Einzeichnung, welche den Verfasser dieses Artikels begreiflicherweise ganz besonders interessiert hat. Dr. Ebel trifft nämlich an diesem Tage in Gesellschaft des „Herrn Kaspar Escher und der Frau Escher sowie des Herrn Conrad" abends um 6 Uhr im Kulmhause ein, und erst am folgenden Nachmittag kehrt die kleine fröhliche Gesellschaft nach Zürich zurück. Es waren dies die hier schon früher erwähnten Großeltern des Verfassers, Herr Kaspar Escher-Goßweiler und seine Frau und der spätere Herr Conrad Escher-Meyer, sein Vater. Der letztere, damals 21 Jahre alt, findet sich am 25. Mai des folgenden Jahres abermals im Buche eingetragen, und zwar in Begleitung seines Freundes Pestaluz (wahrscheinlich Pestalozzi-Ramus).

Im Jahr 1817 am 15. August findet sich der K. K. russische Generalmajor Jomini [1]), ein Waadtländer, eingezeichnet. Lakonisch schrieb derselbe dazu: „Ich kam, sah und — ging." Er

---

[1]) Der bekannte Militärschriftsteller.

konnte ja nicht wohl schreiben „und siegte“, aber gleichwohl veranlaßte die Textänderung später einen Witzbold hinzuzusetzen: „Also nur zwei Drittel Cäsar!“

Im Jahr 1818 finden wir die wohlbekannten Schriftzüge Martin Usteris im Fremdenbuch, der mit zwei Freunden, Johann Jacob und Alois Scheuchzer, den Kulm besuchte.

Nicht schrieb sich ins Fremdenbuch ein der liebenswürdige und witzige Ulrich Hegner, ein Freund Martin Usteris; und doch hatte er im Sommer 1817 den Rigi besucht, wovon Zeugnis ablegt seine „Berg-, Land- und Seereise“ [1]), in welcher er in allerliebster Form seine Tour von Arth aus über den Rigi nach Weggis hinunter beschreibt. Schon das Motto, das Hegner seinem Aufsatz voranstellt, mutet uns angenehm an:

Trägt dich dein Fuß
noch wie er muß;
steht zu Gebot
Dir Wein und Brot;
umfaßt Dich warm
des Schlafes Arm
und ist ein Freund
Dir treu vereint,
so wage frisch, alt oder jung,
durch Berg und Tal
den Freudensprung.

Ulrich Hegner war zu jener Zeit schon ziemlich bejahrt und nahm daher sein Unternehmen nicht leicht, aber die hier angeführten günstigen Bedingungen haben ihm die Sprünge, die damals auf den schlechten Wegen des Rigi beim Herabsteigen noch getan werden mußten, erleichtert.

Im „Dächli“ bei Philemon und Baucis nach Leonhard Meister, wo ein wenig gerastet wurde, trafen Hegner und seine Begleiter eine Menge Pilger an, die nach Maria zum Schnee wallfahrteten. Mit diesen gelangte man nach einer Weile zum

---

[1]) „Berg-, Land- und Seereise“ von Ulrich Hegner. Zürich, bei Orell, Füßli & Cie, 1817.

Hospitium. Mit einem Kapuziner, der aus dem Kirchlein über die Brücke in seine Wohnung schritt, ließen sie sich in ein kurzes Gespräch ein. Doch sagt Hegner dazu: „Ich sehe sie gerne und grüße sie immer freundlich, diese der Weltentsagung und den Leiden und Freuden der Demut geweihten Menschen, die schon durch die Einfalt ihres altertümlichen Äußern sich so ernst von dem Tand der Zeit abheben und als Zeugen christlicher Genügsamkeit auftreten. Ich sehe sie gerne, aber ich suche ihre Unterredung nicht auf, aus Besorgnis, mich durch eine schmerzliche Erfahrung um mein Ideal gebracht zu sehen.“ Erfreut spricht sich Hegner aus über die mancherlei Fortschritte, die er in den Gasthöfen der Gegend konstatieren konnte; so wartete ihm in Arth ein Kellner sogleich mit einem Rigipanorama und einem englischen Tubus auf, ja er konnte ihm sogar die Namen der Berge sagen. „Wer hätte solch erfreuliche Fortschritte der Geistesbildung vor dreißig Jahren noch in diesen Gegenden gesucht?“ frägt er. „Und wem sind sie zu verdanken? — Wenn man klagen will, daß die Reisenden Sittenverderbnis in die Berge bringen, so sei man auch so gerecht, so manche bessere Geistesregung, die durch die Fremden gekommen, nicht zu verkennen! Jedes Volkstum stagniert ohne das Salz der Fremde!“

Hegner hat wohl nicht ganz unrecht.

Freude bereitete es ihm auch, alle die merkwürdigen und ungewöhnlichen Gestalten zu mustern, die man nun bereits auf den Wegen des Rigi etwa treffen konnte. So erzählt er witzig von drei deutschen Burschen, die ihm damals auf dem Kulm begegneten. Er schreibt: „Es trat ein Mann herein in langem bis zum Halse zugeknöpftem Kleide, den Hut unterm Kinn festgebunden, mit struppigem Backen- und Schnurrbart und trotzigem Blicke; in der Hand führte er einen zehen Schuh langen Speer, an welchem statt einer Spitze eine kleine Schaufel sich befand. — Das ist der Nachtwächter, dachte ich, ehe mir zu Sinn kam, daß ich in keiner Stadt sei. Aber gleich nach ihm

erschien ein ähnlicher, nur hatte dieser statt der Schaufel einen langen Hacken oben auf dem Speer. Da kam ein dritter, womöglich noch seltsamer gekleidet, der statt des Wanderstabes einen mächtigen Streithammer führte; auf seinem Hute waren, wie ein Ehrenkranz, isländisches Moos und andere Alpenkräuter befestigt. „Sind es Kosaken?“ frugen wir einander leise. Allein sie sprachen gutes Deutsch, und wir erfuhren bald, daß es deutsche Burschen seien, die auf einer naturforschenden Reise begriffen wären, woraus sich auch die Attribute ihrer Speere erklären ließen. Übrigens gute Leute, nur sahen sie etwas grimmig aus; ich vermutete, sie haben den heiligen Krieg mitgemacht oder wollten sich das Ansehen davon geben. Ein jungfräulicher Engländer war auch da, der reinlich und fein angezogen, still in einer Ecke saß; er stach sehr gegen diese Söhne deutscher Freiheit ab, die die Milch ihrer jungen Mutter noch nicht recht zu verdauen schienen. „Is deutsch gout,“ sagte nachher ein Franzose, „er mach alles en caricature.“

Über das Nebelmeer, das ihm eine Zeit lang die Talaussicht benahm, spricht sich Hegner nicht enttäuscht und bitter aus, wie manche andere getan hätten, er widmet ihm viel eher schöne, wahrhaft philosophische Betrachtungen. „Und unter dieser stillen Decke, sagten wir einander, und hatten Mühe es zu begreifen, waltet jetzt das regsame menschliche Leben in Leid und Freude. Ja, da unten sind unsere Brüder, und mühen sich wie die Ameisen, graben wie die Maulwürfe, und suchen mit unstätem Auge die Sonne des Friedens, die hier oben uns umgibt. Auch wir werden wieder in das Mühsal hinunterkommen und oft zagende Blicke in die Höhe werfen; laßt uns dann nicht vergessen, daß wir hier anschaulich fühlten, daß im geistigen sowie im physischen Leben der düstere Schleier, der uns drückt, nur aus leichtem Nebel gewebt ist, über dem in geringer Höhe das goldene Licht eines herrlichen Tages waltet.“

Den Neubau auf dem Berge weiß er sehr zu schätzen und schildert in lebhaften Farben den Unterschied zwischen einst

und jetzt, d. h. der Beobachtung eines Sonnenaufgangs auf dem Kulm vor und nach dem Gasthausbau. Als Schriftsteller spricht er sich auch einmal aus über die Freude, die es ihm bereite, nachher eine Reise auf dem Papier zu schildern und seine Eindrücke wiederzugeben. Er sagt: „Nicht daß ich der Gewohnheit entsagt hätte, zu Hause meinen Ausflug schriftlich nachzuholen; das lasse ich mir niemals nehmen, wenn ich Zeit habe. Denn jede Reise suche ich auf dreifache Art zu machen: zuerst in der Einbildung, d. h. durch vorläufiges Lesen über die Gegenstände meiner Reise, von denen ich mir somit die richtige Vorstellung zu machen suche, die aber meist eine ganz andere ist. Alsdann reise ich in der Wirklichkeit, um nichts auf der Welt bekümmert, als was die Gegenwart bringt. Und zuletzt am Schreibtisch zu Hause, wo ich aller Beschwerlichkeit entlastet, meine flüchtigen Bemerkungen ins Reine bringe, berichtige, und mich erst über das Gesehene recht verständige. Und dieser letzte Genuß ist nicht der kleinste; warum sollte ich seiner entbehren? — Finden dann die Freunde, das Erzeugnis möchte gedruckt werden, wer könnte widerstehen? Ich bin unschuldig!"

Wie immer in seinen Schriften ist Ulrich Hegner auch in dieser Rigi-Reisebeschreibung geistreich und schildert das Gesehene trefflich.

Doch wieder zurück zum Fremdenbuch!

Einen Schreiber ganz anderer Art finden wir unterm 10. bis 25. August 1820, nämlich Sa majesté l'empereur de tous les Russes mit Hélène, Grande Duchesse de Russie, und M. d'Opotchin, Conseiller privé de l'Empereur.

Die Großfürstin Helene scheint den Kulmbesuchern wohl gefallen zu haben; denn bei ihrem Namen finden sich mehrere recht liebenswürdige und galante Bemerkungen. Ein Engländer z. B. schildert sie als „a charming, affable, pleasing and pretty woman with courteous manners, who looks perfectly like a princess."

Unter dem 7. August 1819 schrieb sich Friedrich Wil-

helm, Kronprinz von Preußen (später König Friedrich Wilhelm IV.) und der Prinz der Niederlande, Friedrich, ein. In ihrem Gefolge befanden sich holländische und preußische Offiziere.

Unter dem 10. Juli 1821 bewundert der schwäbische Dichter Uhland die prächtige Aussicht, und einen Monat später schreibt J. H. Gutmann, Pfarrer zu Meilen, die folgenden schönen Worte in das Fremdenbuch ein: „Sieh dich, o Wanderer, um! Hoch stehst du über der Menschen kleinlichem Erdentand, näher dem Himmel und Gott. Steigst du wieder hinab ins niedrige Treiben dort unten, denke dich oft hier hinauf, und es erhebt sich dein Sinn."

Am 7. Juli 1821 besuchte der Zürcher Staatsarchivar und Schriftsteller G. Meyer von Knonau, der Vater des jetzt lebenden Herrn Professors gleichen Namens, den Rigikulm. In einem längern, ins Fremdenbuch eingetragenen Gedichte bittet er die liebende Allmacht „dem friedlich wallenden Volke" der Schweizer „den frommen männlichen Sinn, der Freiheit heilige Gabe" zu schützen und es zu behüten, „nicht nur vom Joche des Leibes, auch vom Joche des Geistes". Er schließt seine patriotischen Worte mit der Aufforderung:

Drum bewahre mein Volk die köstlichen Führer zur Wahrheit,
Deinen gesunden Verstand, unbestochne Vernunft.

Meyer von Knonau hat auch ein nettes Büchlein über den Rigi geschrieben[1]). In diesem Schriftchen, in welchem der Rigi geographisch, volkswirtschaftlich und landschaftlich in bündiger Weise geschildert wird, finden wir auch den Versuch einer Erklärung des Namens Rigi. „Wenn der Name vom Lateinischen hergeleitet werden sollte," schreibt Meyer von Knonau, „so wäre Mons Rigidus wegen seines rauhen und starren Aussehens, insbesondere auf der Nordseite, wo er gerade am höchsten ist, noch am wenigsten gesucht." Mit Regina mon-

[1]) „Erinnerungen an die Rigi." St. Gallen und Bern 1836.

tium aber sei es nichts; ein poetischer Gedanke, der mit dem Worte Rigi nichts zu tun habe. Wir sehen also, daß die Ableitung des Namens eine recht zweifelhafte bleibt [1]). Dies ist hingegen keineswegs der Fall mit Bezug auf das Wort Kulm, das eine bloße Abkürzung des lateinischen culmen, höchster Punkt, Gipfel, ist.

Aus dem Jahre 1822 ist eine erbauliche Geschichte, die auf Rigikulm passierte, zu erzählen. Der ehrenwerte Sir Henry Watkyn William Wynn war als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs von England bei der schweizerischen Eidgenossenschaft akreditiert und machte am 12. Oktober des genannten Jahres die Tour auf den Rigi. Beim Nachtessen in Marti Bürgis Gasthaus erregte ein aufgetischtes Gericht bei den Engländern einige Bedenken. Der Sohn des Wirts erklärte auf Befragen, es sei das Fleisch eines Hasen, doch glaubte einer der Begleiter des Gesandten den Zahn eines Hundes zu erkennen, und bald bemächtigte sich der ehrenwerten Reisegesellschaft der Glaube, man habe einen Hundsbraten gegessen. Trotz des englischen Naturells, das mehr zu einer ruhigen Auffassung hinneigt, gerieten die Herren in eine große Aufregung und verließen am folgenden Morgen das Kulmwirtshaus in etwas bitterer Stimmung. In Bern wurde der Befund des Professors Fr. Meisner über die Provenienz des gefundenen Zahns eingeholt, und es erklärte derselbe mit aller Bestimmtheit, es liege hier der Zahn eines Hundes vor. Der Gesandte hielt die Sache für wichtig genug, um Klage zu

---

[1]) Anmerkung des Redaktors: Die moderne Etymologie bringt das Wort Rigi in Zusammenhang mit dem mittelhochdeutschen rige = Band; am Rigi sind in der Tat die mit der Schichtung zusammenhängenden Felsbänder besonders gut sichtbar. Eine andere Ansicht geht dahin, das Wort sei mit rick in Zusammenhang zu bringen, das eine jäh aufsteigende Bergwand bezeichnet und z. B. in Rickenbach und Hohenrick enthalten ist. — Ferner möge darauf hingewiesen werden, daß die Luzerner und Schwyzer nicht der, sondern die Rigi sagen.

führen und reichte bei der Regierung des Kantons Schwyz Beschwerde ein, indem er eine Untersuchung des Falles verlangte. Diesem Gesuch wurde entsprochen und eine Menge Zeugen einvernommen. Es ergab sich, daß Bürgi allerdings vier Hunde besessen, sie aber alle vor dem kritischen Tage verkauft hatte. Von dem Jäger Anton Römer aus Arth aber hatte er kurze Zeit vorher zwölf Pfund Dachsfleisch um zwölf Batzen bezogen und sie in Essig gelegt, und es sollte also das gegessene Fleisch weder von einem Hasen noch von einem Hund herrühren.

Die Regierung berichtete an den Gesandten und erklärte, für sie sei es ganz ausgemacht, daß es sich hier um einen Dachs handle; sie habe sich aber veranlaßt gesehen, dem Bürgi einen Verweis zu erteilen, da er dadurch gefehlt habe, daß er den Engländern nicht den richtigen Sachverhalt mitgeteilt, sondern stillschweigend die Angabe seines Sohnes, es sei ein Hase aufgetischt worden, bestätigte. Der Gesandte gab sich mit dem Resultat der Untersuchung ebenfalls zufrieden, und es nahmen die Engländer nun an, sie haben zwar nicht einen Hasen, aber einen Dachs gegessen. Das Fleisch dieses Tieres ist zwar ebenfalls genießbar, hat aber einen etwas süßlichen Geschmack; dasjenige des Hasen gilt bekanntlich als wohlschmeckender und hat darum einen höhern Wert [1]).

Wir unsererseits müssen es dahingestellt sein lassen, um was für ein Säugetier es sich hier gehandelt habe und können auch nicht untersuchen, ob die einvernommenen Zeugen alle genau bei der Wahrheit geblieben seien. Bürgi galt übrigens als ein reell bedienender Wirt, was hier hervorgehoben werden muß. Ein Glück war es, daß die Engländer sich mit der geführten Untersuchung zufrieden gaben und nicht etwa gar auf diplomatischem Wege eine Klage einreichten. Die Fremdenbücher des Rigikulm enthalten begreiflicherweise nichts hierüber. Als die Engländer den Kulm verließen, war die Sache noch nicht

---

[1]) Martin Usteri: Historica collectanea. St. B. Msc. U 29. C, e. 2.

abgeklärt, und Bürgi hatte am allerwenigsten Grund, irgend jemand etwas von der fatalen Angelegenheit in das Buch schreiben zu lassen.

Wir kehren zu diesem letztern zurück, wollen aber, um nicht zu weitläufig zu werden, von all den bedeutenden Persönlichkeiten, die im Fremdenbuch mit ihrer Unterschrift vor unsern Augen aufmarschieren, nur noch einen, aber allerdings sehr gewichtigen Mann erwähnen. Unterm 16. September 1837 findet sich mit großen, kräftigen Zügen eingetragen folgender Name: von Bismarck, Kniephof, Preußen. Bismarck hatte gerade zu jener Zeit einen Konflikt mit einem seiner Vorgesetzten in Potsdam gehabt und mußte die von ihm angetretene Stelle quittieren und sich auf das Gut Kniephof zurückziehen. Unterm 18. September 1842 erscheint der spätere Reichskanzler noch einmal im Kulm-Fremdenbuch als O. von Bismarck, Kniephof. Im Jahr 1847 aber verlobte sich Bismarck mit der Tochter des pommerschen Freiherrn von Puttkammer auf Rheinfeld und machte bald hernach die Hochzeitsreise nach der Schweiz und Italien. Zum drittenmal besuchte er nun den Rigi, und seine Einzeichnung in das Buch lautet: „Otto von Bismarck und Frau, Schönhausen, Preußen, 23. September 1847."

Es wäre noch manches aus diesen Fremdenbüchern zu berichten, namentlich auch von den Nebelbildern, die da oben beobachtet wurden, ebenso von andern Naturerscheinungen. Mit Bezug auf solche teilten z. B. die beiden Mitglieder des Kulmhauskomitees, Hofrat Horner und Heinrich Keller, unterm 18. August 1824 interessante Wahrnehmungen mit, und zwei Zürcher, N. Hofer und J. Eschmann, hielten sich im Januar 1827 zwölf Tage lang auf der Spitze des Berges auf und konnten da auch mancherlei merkwürdige Erscheinungen beobachten. Wir wollen aber zum Schlusse noch Einiges mitteilen, was von solchen Reisenden eingeschrieben wurde, die in ihren Erwartungen durch den leidigen Nebel oder ungünstige Wit-

terung getäuscht worden sind. Es ist interessant zu beobachten, wie je nach der Gemütsart und der Lebensauffassung der eine in bitteren Worten seinem Unmut Ausdruck gibt, während ein anderer sich mit stiller Ergebung in das fügt, was er einmal nicht ändern kann. Dann finden wir freilich auch wieder solche, die es zwar mit Bezug auf die Aussicht gut trafen, die sich aber ihrer Blasiertheit oder hypochondrischen Gemütsart oder sonstiger Verstimmung wegen nur in gehässigen und bitteren Worten vernehmen ließen. Zu der letzteren Kategorie gehört z. B. ein Frankfurter, der unterm 29. April 1822 folgendes einschrieb: „Die Aussicht auf dem Rigi ist prachtvoll, aber wild wie das Land. Geht nach Neapel! und sprecht dann erst ein Urteil über schöne Aussichten!"

Noch viel unfreundlicher lautet aber die Einzeichnung des Londoners J. Bowls am 1. Juli 1830, denn er schrieb: „A sunrise on the Righi very like the same thing anywhere else and not at all worth the trouble and fatigue of rising at 3 o'clock to witness. — All descriptions perfect humbug!"

Womöglich noch unverschämter ist das Elaborat eines Pariser Studenten, datiert 1. September 1843: „Un peu d'argent de moins, une déception de plus, voilà ce que j'emporte du Righi. La vue tant vantée n'est qu'une fiction mythologique, à laquelle je ne crois plus: il n'y a de vrai dans cette ascension que les courbatures et les cors aux pieds, qu'on y gagne."

Weit unparteiischer und ruhiger urteilte am 29. August 1824 ein lustiger Richterswiler, indem er folgenden harmlosen Text einschrieb:

Um Rigis Nebelbild zu sehn,
erstiegen wir die steilen Höhn;
doch statt des Nebelbildes nur
sahn wir den Nebel in Natur.

Recht unfreundlich ruft im September 1820 ein wütender Deutscher harte Worte aus. Doch steckt ohne Zweifel eine

gute Dosis Humor in denselben. Er schreibt: „Du Unhold, mag ein anderer dich preisen! So wie man jenen dort Pilatus nennet, so sollt man, Falscher, dich — Herodes nennen!“

In gleicher Art ist der Ausspruch eines Franzosen zu beurteilen, den er selbst nennt: Apostrophe à une montagne nébuleuse, nommée vulgairement le Righi.

Oh, oh! Maître Righi, d'où vient cette insolence
de vous oser ainsi cacher de ma présence?

Hieher gehört auch der Vers eines Engländers, der uns als Ausspruch eines augenblicklich verstimmten, aber im Grunde wohl gutmütigen Menschen erscheint:

O Righi-Kulm, thou naughty flirt!
To lure me up through toil and dirt,
And when I thougt to be repaid,
To put the night-cap on for bed!

Unter dem 14. August 1852 konstatiert F. Pechatschek aus Karlsruhe das Mißlingen seiner Rigitour mit folgenden Worten, die einen netten Rebus bilden: „Von vorne gelesen findet es sich in der ganzen Schöpfung, von hinten gelesen fanden wir es heute hier.“

Ein Zürcherstudent mit dem Cerevisnamen Spundt aber schrieb, von der Tragik der Uhlandschen Ballade „Das Schloß am Meer“ angehaucht, am 11. Mai 1863 ins Kulmbuch:

Hast Du den Rigi gesehn,
den Rigi hoch über dem Meer?
Und die Sonne darüber stehn,
und die Berge und Seen umher?
Wohl hab ich den Rigi gesehen,
den Rigi hoch über dem Meer,
doch die Sonne nicht drüber stehen,
und Nebel rings umher.

Mit stiller Ergebenheit und ohne sich aus dem Häuschen bringen zu lassen, fügten sich folgende zwei Reisende in ihr Schicksal; der eine schrieb:

Der Nebel wollte nicht vergehn;
die ganze Pracht war nicht zu sehn,
doch bin ich dennoch wohl zufrieden
und dankbar von dem Kulm geschieden.

und der andere: „Jedem nach seinem Verdienst. Mir schickte der Himmel Nebel und Regen. Nun so sind wir quitt, und fröhlich wandere ich heimwärts."

Sehr begreiflich ist der Unmut eines Genfers, Emile Douillon, der auf dem Rigi einen Wolkenbruch erlebte. Er konstatierte unter dem 15. Juli 1849 in wahrscheinlich etwas übertriebener Weise, wie es ihm dabei ergangen. Er schreibt:

Pour jouir de la belle vue,
j'ai monté, un paquet sur le dos;
lorsque du ciel crève une nue
qui me transperça jusqu'aux os.
Je n'ai jamais vu de ma vie
tomber en un jour autant d'eau,
et quoique j'eusse un parapluie
il m'eût plus plu, qu'il plût plutôt.

Womöglich am bittersten äußert sich unterm 6. August 1850 ein stolzer Lord mit der Feder in der Hand, denn er beklagt sich sogar über die Sonne:

Seven weary up-hill miles we sped
the setting sun to see —
sullen and grim he went to bed
sullen and grim went we!
Nine sleepless hours at night we pass'd
the rising sun to see —
sullen and grim he rose at last,
sullen and grim rose we!

Vielleicht war es auch hier nicht bös gemeint.

Doch mit diesem Engländer wollen wir nicht abschließen, sondern mit den Worten eines biederen Schwaben, Uebelin, die Zeugnis ablegen von seiner Energie und Ausdauer. Sie lauten also:

Bin deshalb ich so hoch heraufgestiegen,
um mich von Wolken eingehüllt zu sehen,
die mir den Hochgenuß der Aussicht leiden?
Nein wahrlich nicht! Es muß die Sonne siegen,
und müßt ich hier noch bis zum Abend stehen.
Sonst würd ja trostlos ich von hinnen scheiden!

Und er wartete, und sein Warten wurde — belohnt. Ringsherum zerstreuten sich die Wolken und der Glückliche „schaute mit hohem Entzücken des Nebels schwindende Wogen hierhin und dorthin ziehn, da sie die Sonne zerstreut; und die bestrahlten Gefilde vom himmlischen Lichte erleuchtet, traten siegreich hervor, dann aus dem Dunkel der Nacht grüne Matten und glänzende Seen und dunkele Wälder, Berge und Flur und Tal ...“